

BENTLEY LITTLE

DIE UNIVERSITÄT

LESEPROBE

Stephen King: »Bentley Little ist ein Meister des Makabren.«

buchheim
VERLAG

buchheim
VERLAG

SELECT

BAND 3

BENTLEY
LITTLE
DIE UNIVERSITÄT

Aus dem Amerikanischen von
Heiner Eden

Grimma
Buchheim Verlag
2019

Deutsche Erstausgabe

ISBN: 978-3-946330-13-4

ISBN E-Book: 978-3-946330-14-1

© 2019 Buchheim Verlag, Olaf Buchheim, Grimma
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Björn Craig
Lektorat: Claudia Pietschmann
Satz im Verlag

www.buchheim-verlag.de

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

University

Copyright © 1995 by Bentley Little
Published by Arrangement with Bentley Little

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30161 Hannover.

Für meine Großmütter
Fay Dobrinin und Herma Little

EINS

1

Kalifornien schien eine Million Meilen weg zu sein.

Jim Parker zog die Feststellbremse der Bodenfräse und schaltete den Motor ab. Sein Rücken schmerzte höllisch, ein dumpfer, pochender Schmerz knapp über dem Gürtel. Er presste beide Hände ins Kreuz, streckte und beugte sich erst nach links, dann nach rechts. Diese Strapazen würden ihn heute Nacht noch teuer zu stehen kommen. Es war lange her, dass er solch schwere körperliche Arbeit geleistet hatte. Sein Körper war daran nicht mehr gewöhnt.

Und trotzdem konnte er den Schmerzen etwas Gutes abgewinnen. Sie waren der Beweis, dass er etwas vollbracht hatte, etwas, das sich echt anfühlte und die Mühe wert gewesen war.

Bisher hatte er die Erweiterung des Gartens auf die lange Bank geschoben und den Sommer damit verbracht, wandern zu gehen und mit seinen Freunden abzuhängen.

Seiner Mutter war das egal gewesen. Als er im Juni zurück nach Hause gekommen war, hatte sie ihn gebeten, das Heidekraut zu rupfen und Platz zu schaffen, aber das eile nicht, hatte sie gesagt, denn sie hatte den Garten für dieses Jahr schon bepflanzt, und den Mais und die Zucchini würde sie erst nächstes Jahr setzen.

Aber nun wurde die Zeit knapp. Der Sommer war viel schneller vergangen, als er es für möglich gehalten hatte. Die Tage waren nur so dahingeflogen und in genau einer Woche würde er wieder gehen müssen. Er hatte die Unterlagen für die Rückmeldung bereits per Post erhalten, und er kannte schon die genaue Uhrzeit, zu der er sich wieder

im Studentenwohnheim einzufinden hatte. Als er heute Morgen aufgewacht war, hatte er sich entschlossen, sich endlich an die Arbeit zu machen.

Jim wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Er lehnte sich an den Griff der Bodenfräse und blickte über den tief liegenden Horizont, der sich von Williams bis zu den San Francisco Peaks erstreckte. Die Berge, die in der Ferne über Flagstaff ragten, schimmerten tiefpurpur und hoben sich scharf von dem wolkenlosen blauen Himmel und den grünen Kiefern im Vordergrund ab.

Er wollte nicht zurück ans College.

Dieses Eingeständnis fühlte sich seltsam an, entsprach aber der Wahrheit.

Er hatte sich in der Highschool den Hintern aufgerissen, um gute Noten zu bekommen, und war stets dem Ratschlag von Frank Zappa gefolgt, der auf einem alten Album-Cover mal geschrieben hatte, dass man, wenn man den Mumm dazu hatte, sich den Abschlussball sparen sollte und stattdessen besser in die Bücherei ging, um sich weiterzubilden. Jim hatte die Platte in dem ganzen alten Zeug seines Vaters gefunden, das unbeachtet im Schuppen lagerte, und obwohl er sich den Abschlussball nicht gespart hatte, waren die Worte genug Ansporn gewesen, um sich in der Schulbibliothek eingehend mit solchen Themen zu beschäftigen, die nicht auf dem Lehrplan der Williams-Highschool standen, was sich bei den Zulassungsprüfungen als äußerst vorteilhaft erwies.

Als er das Stipendium der UC Brea bekam, ging für ihn ein Traum in Erfüllung.

Aber das College-Leben war nicht so großartig, wie er es sich ausgemalt hatte. Dabei war ihm nichts Schlechtes widerfahren, ganz im Gegenteil. Er folgte dem Unterricht ohne Probleme, seine Noten waren gut, und er hatte sich während der letzten vier Semester zum Chefredakteur der Uni-Zeitung hochgearbeitet.

Er hatte Freunde gefunden.

Aber er mochte die UC Brea nicht.

Ja, das war es. Er mochte die Schule nicht. Er konnte nicht einmal genau sagen, was es war, das ihm nicht gefiel, aber immer, wenn er dort war, verspürte er ein Unbehagen, ein Gefühl der Angst, das ihn ergriff, wenn er nur an die Schule dachte. Es lag weder an den Lehrern noch an dem Lernstoff oder an den anderen Studenten oder am Campus. Es war nichts Bestimmtes.

Es war alles zusammen. Und nichts davon.

Er wusste, dass das absurde Gedanken waren, die er nicht einmal vor sich selbst rechtfertigen konnte. Dieses Semester würde er seinen Posten als Chefredakteur des *Daily Sentinel* antreten. Darauf hatte er die letzten drei Jahre hingearbeitet. Der Titel war der Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn, würde nicht nur in seinem Lebenslauf großartig aussehen, sondern war quasi eine Jobgarantie, sobald er die Uni abgeschlossen hatte. UC Brea war vielleicht nicht Columbia, aber gerade im Bereich Journalismus hoch angesehen, und der letzte Chefredakteur hatte es schnell zu einem der führenden Reporter der *Los Angeles Times* gebracht.

Und dennoch: Am liebsten würde er alles in die Ecke werfen, zurück zu seiner Mom nach Williams ziehen und sich einen Job im örtlichen True Value Baumarkt suchen.

Mit ihm stimmte etwas ganz und gar nicht.

Ein Flugzeug flog hoch über seinem Kopf und hinterließ einen Kondensstreifen, der bis zum Horizont reichte und sich in der Wolkendecke auflöste.

Jim streckte sich noch einmal und bog seinen Oberkörper erst nach links und dann nach rechts. Dann beugte er sich hinunter, um den Motor der Bodenfräse wieder anzuwerfen. Schluss mit der Selbstanalyse. Er würde später noch einmal darüber nachdenken und vielleicht mit seiner Mom darüber sprechen. Im Augenblick hatte er einen Job zu erledigen.

Er zog das Starterseil, der Motor brüllte auf. Dann löste er die Bremse und schob die Fräse über den steinigen Boden hinter dem Schuppen.

Beim Abendessen schnitt er das Thema an.

Seine Mom hatte Steaks gebraten und Apfelkuchen gebacken, um ihn für die Schufferei zu belohnen. Sie saßen auf der Couch im Wohnzimmer und aßen, während sie die Nachrichten schauten. Dann kam die Werbung, und gerade als sie einen Spot für ein Abführmittel zeigten, nahm er einen kräftigen Schluck von seiner Milch und räusperte sich. »Ich denke darüber nach hierzubleiben.«

Sie legte die Stirn in Falten. »Wie bitte?«

»Ich glaube, ich will dieses Semester nicht zurück ans College gehen, Mom. Vielleicht ist es besser, wenn ich mir eine Auszeit nehme, um mir hier einen Job zu suchen und darüber nachzudenken, was ich mit meinen Leben machen möchte.«

»Das soll ein Witz sein, oder?«

Er schüttelte den Kopf.

Langsam stellte sie ihren Teller auf den Couchtisch und schaute ihn an. »Ich sollte dir eine runterhauen.« Ihre Stimme zitterte. »Die ganze Zeit in der Highschool hast du von nichts anderem als dem College gesprochen, deine Noten sind hervorragend und du bist der Chef der Studenten-Zeitung, aber jetzt, ein Jahr vor deinem Abschluss, willst du aufgeben? Dein Vater und ich haben dich nicht zu jemandem erzogen, der aufgibt. Du weißt, dass dein Vater sich mehr als alles andere gewünscht hat, dass du eine gute Ausbildung erhältst. Du hast eine Chance, die er nie hatte, die keiner von uns hatte, und jetzt willst du sie einfach wegwerfen?«

»Ich gehe ja zurück. Ich brauche nur ein bisschen Zeit und ...«

»Wenn du dir jetzt eine Auszeit nimmst, wirst du nie wieder hingehen. Sieh dir nur deinen Vater an. Glaubst du etwa, dass er sein ganzes Leben als Mechaniker verbringen wollte und sich nicht etwas Besseres erhofft hatte? Er hatte keine Möglichkeit dazu. Du schon. Ein guter Abschluss öffnet dir alle Türen. Du kannst machen, was immer du möchtest. Du musst nicht jeden x-beliebigen Job annehmen, nur weil die Umstände es von dir verlangen.«

»Ich weiß, Mom, es ist nur ...«

»Es ist nur *was?*«

Er konnte ihr nicht länger in die Augen schauen und wandte sich ab. Sie war sauer. Mächtig sauer. Viel schlimmer als damals, als er ihren Buick rückwärts einparken wollte und einen Pick-up gerammt hatte. Bis gerade eben hatte er nicht gewusst, wie viel es ihr bedeutete, dass er seinen Abschluss machte. Sie hatte es ihm nie gesagt, und er hatte nicht einmal darüber nachgedacht, wie stolz sie auf seine Studienleistungen war. Der Gedanke gab ihm trotz allem ein wohliges Gefühl.

Plötzlich schämte er sich dafür, alles hinschmeißen zu wollen.

Aber wie hätte er es ihr erklären sollen, diese Angst, dieses tiefe, undefinierbare Gefühl in seinem Bauch? Er konnte es ja selbst kaum in klare Gedanken fassen. Er dachte an Howie. Sein Freund hatte versprochen, diesen Sommer für eine Woche nach Arizona zu kommen, aber in letzter Minute hatte er abgesagt. Sie hatten hin und wieder miteinander telefoniert und sich ein paar vulgäre Postkarten zugeschickt, doch gesehen hatte er Howie seit Mai nicht mehr.

Das hatte ihn beunruhigt.

Damit hatte alles angefangen.

Aber seine Mutter hatte recht, das wusste er. Es wäre gedankenlos und undankbar von ihm, jetzt das Studium abzubrechen. Schlimmer noch: ein Schlag ins Gesicht für das Andenken seines Vaters.

Und natürlich wusste er, dass das Klischee zwar abgedroschen war, aber dennoch stimmte: Eine gute Ausbildung war die Grundlage für ein gutes Leben, und trotz seines Unbehagens und trotz seines Geredes würde er genauso wenig die Uni aufgeben, wie er sich das Leben nehmen würde.

Er wollte nur nicht zurück an die UC Brea.

»Nun?« Seine Mom blickte ihn auffordernd an.

Er versuchte, sie über seinen Teller hinweg anzulächeln. »Es schmeckt sehr lecker.«

»Jim ...«

Er seufzte. »Es war ein Witz, okay? Nichts weiter. Es tut mir leid.«

»Gerade noch hast du gesagt, es sei kein Witz.«

»Aber es stimmt.«

Sie blickte ihn einen Moment lang an, und er wusste, dass sie wusste, dass er nicht die Wahrheit sagte, aber Gott sei Dank beließ sie es dabei. Sie nahm ihren Teller auf den Schoß und aß weiter.

»Schalt um«, sagte sie. »*Entertainment Tonight* fängt gleich an.« Ihre Stimme war ausdruckslos und enthielt noch immer einen Hauch von Zorn, aber er war sicher, dass sie das Thema auf sich beruhen lassen würde.

2

Faith Pullen zog ihren VW Käfer etwas nach links, um einen möglichst großen Bogen um die obdachlose Frau zu machen, die ihren Einkaufswagen über den Rinnstein schob. Sie erwischte ein Schlagloch mit dem Vorderrad, der Wagen brach aus und schoss in die nächste Spur, und sie musste all ihre Kraft aufwenden, um das Lenkrad herumzureißen und den Wagen wieder auf Kurs zu bringen. Hinter ihr ertönte ein lautes, lang gezogenes Hupen und sie blickte sich um und sah einen feuerroten, tiefergelegten Sportwagen mit getönten Scheiben, der rechts an ihr vorbeizog. Sie ging vom Gas, um den Wagen vorbeizulassen, und hoffte, dass er nicht neben ihr hielt, hoffte, dass seine Seitenscheibe nicht nach unten fahren würde, und seufzte erleichtert, als er auf die Seventeenth Street abbog und einen Schlenker nach rechts auf die Grand machte.

Sie setzte den Blinker und fuhr vorsichtig zurück in die rechte Spur.

Es dämmerte bereits. Vor ihr, über den Häusern und Gebäuden, hing die Sonne wie ein riesiger orangefarbener Ball, dessen natürliche Leuchtkraft von dem Smogfilter, der über Südkalifornien lag, beträchtlich gedämpft wurde. Sie sah direkt in die Sonne und wandte die Augen sofort wieder ab. Sie wusste nicht so recht, wann es sicher war, einen Blick zu riskieren, und wann nicht. Bei einer Sonnenfinsternis wurde immer davor gewarnt, es zu tun. War das hier im Prinzip

nicht dasselbe? Sie hatte keine Ahnung. Aber sie konnte nicht anders, als immer mal wieder in den smogverhangenen Himmelskörper zu blinzeln, auch wenn sie Angst davor hatte hineinzustarren.

Die Ampel in der Main stand eine gefühlte Ewigkeit auf Rot. Dann passierte sie Bud's Meat Hut. Der lebensgroße Ochse auf dem Dach der Metzgerei war kaum mehr als eine klobige Silhouette. Ein paar Blocks weiter kam sie an die Straßenecke, an der Julio im letzten Jahr aus einem vorbeirasenden Auto heraus erschossen worden war.

Sie bog nach links ab in die schmale Straße, die in ihr Viertel führte. Es wurde sofort merklich düsterer, als sie nicht mehr in östlicher Richtung unterwegs war.

Ein Blick auf die Swatch, die an einem Kettchen am Rückspiegel hing, zeigte ihr, dass es halb sieben war. Halb sieben, und die Sonne sank bereits.

Gut.

Sie konnte es kaum erwarten, dass der Sommer zu Ende ging.

Sie konnte es kaum erwarten, aus diesem Höllenloch zu verschwinden.

Faith hatte ihren Block fast erreicht und nahm den Fuß vom Gas. Sie freute sich auf den Schulbeginn, aber nicht so sehr, wie sie sich die letzten zwei Jahre auf das neue Semester am Junior College gefreut hatte. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie ein wenig eingeschüchtert war. Die Highschool war für sie ein Kinderspiel gewesen, aber das war nichts Besonderes. Fast alle ihre Klassenkameraden hatten den Abschluss geschafft. Das Orange Coast College war schon eine andere Nummer gewesen, aber immer noch keine echte Herausforderung.

Doch jetzt spielte sie in der Oberliga. Ein vierjähriges Universitätsstudium.

Sie hatte das Junior College hinter sich gelassen und war aus diesem Puffer zwischen der Elite und der grauen Masse hinauf in den Elfenbeinturm der Besten gestiegen, und obwohl sie keiner Menschenseele je davon erzählen würde, musste sie sich eingestehen, dass die Aussicht ihr gehörig Angst einjagte.

Dabei wusste sie, dass sie sich keine Sorgen machen musste. Die Grundschule war ihr leichtgefallen und ihre Eltern hatten sie gewarnt, dass die Junior High viel schwieriger sein würde. Doch das stimmte nicht. Sie hatten ihr dasselbe über die Highschool erzählt, und wieder hatten sie falschgelegen.

Vielleicht rührte ihre Sorge daher, dass sie nicht gut genug für ein Stipendium gewesen war. Trotzdem: Wenn selbst Brooke Shields es in Princeton schaffte, sollte sie den Anforderungen der UC Brea gewachsen sein.

Sie bog auf die Auffahrt und war froh, dass der Wagen ihrer Mutter fort war. Sie stieg aus ihrem Käfer und suchte nach dem Haustürschlüssel.

»Keith!«, rief sie, nachdem sie die Tür geöffnet hatte und eingetreten war. »Bist du zu Hause?« Keine Antwort. Ihr Bruder schien ebenfalls ausgegangen zu sein. Sie schloss die Tür hinter sich ab und hob die Post auf, die durch den Briefschlitz geworfen worden war.

Und da war er. Ein Brief vom Amt für Ausbildungsförderung der UC Brea.

Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, die plötzlich ganz trocken waren. Sie spürte, dass dies schlechte Nachrichten waren. Gute Nachrichten kamen nicht so anonym und so beiläufig daher. Als sie den Umschlag betastete, wurden ihre Hände feucht, ihr Herz pochte. Sie hatte nicht erwartet, so nervös zu sein, und hätte nie geglaubt, dass ihr diese Sache so wichtig sein würde. Aber das war sie. Nur mit einem finanziellen Zuschuss oder einem Darlehen würde sie es endlich aus diesem Haus schaffen. Selbst wenn sie einen Vollzeitjob hätte, würde sie gerade genug verdienen, um das Schulgeld und ihre Bücher zu bezahlen. Ein Darlehen war die einzige Möglichkeit, um sich eine eigene Bleibe leisten zu können.

Mit zittrigen Fingern riss sie den Umschlag auf. Der Standardbrief war kurz und auf den Punkt gebracht.

Es tut uns leid, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihrem Antrag auf ein Cal Grant A nicht stattgegeben werden konnte. Es wurde festgestellt, dass Ihr Familieneinkommen die erforderlichen Kriterien nicht erfüllt ...

Sie zerknüllte den Brief und warf ihn zu Boden. Was, verdammt noch mal, musste man tun, um heutzutage finanzielle Unterstützung zu erhalten? Auf der Straße leben? Jemandem im Amt für Ausbildungsförderung einen blasen? Sie erwartete keine Almosen. Alles, was sie wollte, war ein Darlehen. Sie würde jeden Cent davon zurückzahlen.

»Scheiße«, sagte sie.

Sie saß fest. In diesem Haus.

Mit ihrer Mutter.

Faith ließ den Ablehnungsbescheid liegen, wo er gelandet war, und trug den Rest der Post ins Wohnzimmer. Sie rümpfte die Nase, als sie die Umschläge auf den Couchtisch legte. In dem Zimmer roch es schwach, aber unverkennbar nach Gras. Die Fenster standen offen, und der penetrante Erdbeerduft eines Raumsprays hing schwer in der Luft, trotzdem stank es noch immer nach Marihuana. Sie sah sich um. In dem Aschenbecher auf dem Beistelltisch fand sie eine kleine, aus einem Batteriekabel gefertigte Klammer für Joints, und die Tagesdecke, die normalerweise das Sofa bedeckte, lag in einem Knäuel auf dem Boden.

Ihre Mutter hatte sich wieder einen Typen aufgerissen. Und sie hatte sich hier auf der Couch von ihm vögeln lassen.

Angewidert lief Faith durch das schmale Esszimmer in die Küche. Auf der Suche nach etwas Essbarem öffnete sie den Kühlschrank und die Tiefkühltruhe, fand aber nur alte Makkaroni und ein Stück Käsekuchen. Jemand in diesem verdammten Haus würde demnächst einkaufen gehen müssen, und dieser jemand würde verdammt noch mal nicht sie sein. Nicht dieses Mal. Nicht schon wieder. Sie zog die Folie von dem Kuchen und schob ihn in die Mikrowelle.

Wo steckte ihre Mutter nur?

Nein, sie wollte es gar nicht wissen.

Sie konnte es sich denken.

Dann nahm sie ein Glas aus dem Küchenschrank und schenkte sich aus der Wasserflasche ein, die neben der Spüle stand. Auf der Anrichte waren Bücher gestapelt. Ihr Bruder hatte sie in einem Secondhandladen gekauft und so hingelgt, dass sie sie unmöglich übersehen konnte:

John Barth, *Giles Goat Boy*; Thomas Pynchon, *Gravity's Rainbow*; William Burroughs, *Naked Lunch*.

Faith schüttelte den Kopf. Irgendwie tat ihr Keith fast leid.

Er scheute keine Mühen, andere zu beeindrucken, und war wie besessen davon, der ganzen Welt – und ganz besonders ihr – weiszumachen, welch großer und tiefgründiger Denker er doch war. Würde er nur die Hälfte der Zeit, die er mit Angeben zubrachte, fürs Lernen verwenden, könnte er wirklich etwas aus seinem Leben machen. Aber er glaubte felsenfest an den Mythos vom desillusionierten Großstadt-Intellektuellen. Vor einem Jahr, nachdem er die Highschool abgeschlossen hatte, war er in diese Rolle geschlüpft und benahm und kleidete sich entsprechend.

Er war nicht dumm, und sie hatte ihm mehr als einmal gesagt, dass er endlich seinen faulen Hintern in Bewegung setzen und sich wenigstens für ein paar Kurse am Community College einschreiben sollte, aber er hatte sich nur über ihr Vertrauen in den Wert traditioneller Bildungsformen lustig gemacht, aus irgendeinem alten Pink-Floyd-Song zitiert und mit einer guten Portion selbstgefälliger Überheblichkeit verkündet, dass er sich von solch banalen und materialistischen Auffassungen längst befreit habe. Er würde zu einem dieser armeligen Pseudointellektuellen werden, diesen Relikten der Boheme, die den Ruf des gesamten Einzelhandels in Südkalifornien befleckten, als Verkäufer in einem Plattenladen zum Beispiel, der voller Überzeugung, intelligenter und hipper als alle anderen zu sein, auf seine Kunden herabschaut, aber selbst mit fünfunddreißig nicht mehr als den Mindestlohn verdient.

Die Klingel der Mikrowelle ertönte und Faith nahm ihr Essen heraus. Sie verdrückte den Kuchen im Stehen, lehnte sich dabei an die Küchenzeile. Dann warf sie die Verpackung in den Mülleimer und ging in ihr Zimmer, um die Nachrichten zu schauen. Sie wollte nicht vorne im Haus sein, wenn ihre Mutter zurückkehrte.

Keith kam gegen zehn, ging ohne Umweg in sein Zimmer und schloss sich ein. Ihre Mutter war erst kurz vor Mitternacht wieder zu

Hause. Faith lag in ihrem Bett und las, und sie hörte, wie ihre Mutter versuchte, möglichst leise zu sein, und dabei einen Mordskrach machte. Sie legte ihr Buch beiseite, schaltete das Licht aus und tat so, als würde sie schon schlafen.

Draußen erklang eine Sirene. Faith wusste nicht, ob sie zu einem Streifenwagen, einem Feuerwehrauto oder einem Krankenwagen gehörte. Das Geräusch wurde lauter, kam näher, ganz nah, und verschwand dann wieder in der allgegenwärtigen Lärmkulisse der Stadt. Irgendwo in der Dunkelheit knallten Schüsse, aber sie hatte keine Ahnung, ob sie aus einem zu lauten Fernsehapparat kamen oder aus einem der Viertel auf der anderen Seite der Stadt.

Sie hörte die Kühlschrankschranktür in der Küche. Das Geräusch kannte sie. Eine Coke. Ihre Mom nahm sich eine Flasche Coca-Cola.

Noch mehr Geräusche. Bekannte Geräusche. Schritte durch den Flur. Die Badezimmertür, erst auf, dann zu. Die Schublade des Schrankes, der unter dem Waschbecken stand.

Ein Zischen.

Das widerlich platschende Geräusch der Vaginaldusche.

Gott, wie sie sich auf das neue Semester freute. Sie würde sich in die Bibliothek setzen und lernen und erst wieder nach Hause kommen, wenn ihre Mutter bereits tief und fest schlief.

Sie schloss ihre Augen noch ein wenig fester und zwang sich, ruhig und regelmäßig zu atmen, und dann schlief sie ein, während ihre Mutter das beliebteste Erfrischungsgetränk der Welt benutzte, um sich Sperma aus der Scheide zu spülen.

3

»Haben Sie einen Ausweis?«

Vicki Soltis machte eine Show daraus, ihre Handtasche zu durchwühlen. Sie hatte außer ihrem Studentenausweis vom letzten Semester keine Papiere bei sich, was ihr aber erst eingefallen war, als sie schon

eine halbe Stunde lang in der Schlange gestanden hatte. Trotzdem tat sie so, als würde sie suchen, und hoffte inständig, dass Ahnungslosigkeit gepaart mit gutem Willen genügen würde, um dieses Dilemma zu überstehen. Außerdem war es gar nicht ihre Schuld gewesen.

Als sie entdeckt hatte, dass man zwei Ausweisdokumente brauchte, um einen Scheck für die Anmelde- und die Parkgebühren einzulösen, war es zu spät gewesen, um noch einmal nach Hause zu laufen und dann zurück auf den Campus zu eilen und sich wieder ganz hinten anzustellen. Also hatte sie beschlossen, es darauf ankommen zu lassen, ihren Platz in der Schlange nicht aufzugeben und darauf zu hoffen, dass die Leute im Sekretariat bereits müde genug waren und nach einem langen Arbeitstag lieber nach Hause gehen wollten, als sich penibel an die Vorschriften zu halten.

Vicki beendete ihre vorgetäuschte Suche und stellte sich darauf ein, um Gnade bitten zu müssen.

Die spanischstämmige Frau hinter dem Schalter lächelte. »Sie haben keinen Ausweis?«, fragte sie mit einem starken Akzent.

Vicki schüttelte verlegen den Kopf. »Nur meinen Studentenausweis.«

Die Frau blickte über ihre Schulter zu der Uhr an der Wand. Es war fünf vor neun. Hinter Vicki warteten noch mindestens fünfzehn weitere Studenten. »Also gut«, sagte die Frau. »Eigentlich müsste ich Sie fortschicken. Sie müssten einen Ausweis holen und sich wieder ganz hinten anstellen. Aber heute ist der letzte Tag und es ist schon spät, also werde ich ein Auge zudrücken.«

»Danke«, sagte Vicki und schenkte der Frau ein erleichtertes Lächeln. »Vielen Dank. Sie haben mir das Leben gerettet.«

Die Frau lachte. »Wir sind nicht alle Ungeheuer. Aber Sie müssen innerhalb der nächsten beiden Tage noch einmal kommen und einen Ausweis vorlegen. Ohne Ihren Führerschein oder einen gültigen Personalausweis können wir Ihren Scheck nicht einlösen und Sie nicht immatrikulieren.«

»Alles klar.«

»Ich werde Ihren Scheck zur Seite legen. Fragen Sie nach mir, wenn Sie mich nicht antreffen. Mein Name ist Maria.«

»Danke. Vielen Dank.«

»Kein Problem.« Maria gab Vicki die Anmeldeformulare und ihren Studentenausweis. Sie lächelte zum Abschied und rief der Warteschlange zu: »Der Nächste bitte!«

Vicki schob sich an den anderen Studenten vorbei und verließ das Verwaltungsgebäude.

Der Abend war dunkel und mondlos, und die Laternen, die entlang der Fußwege auf dem Campus standen, brannten nicht. So etwas Dummes, dachte Vicki. Wusste denn niemand, dass hier noch Leute unterwegs waren, die sich auf den letzten Drücker einschreiben wollten? Sie blickte den langen Fußweg zum Parkplatz hinunter. Dort schwappte wenigstens das schwache Licht der Straßenlampen auf die abgestellten Autos.

Ein Schauer erfasste sie.

Das verdiente einen Beschwerdebrief an den Präsidenten. Die Schule hatte die Gebühren für das neue Semester um mehr als hundert Dollar erhöht, und das Parken kostete nun fünfzehn Dollar mehr als früher, aber trotzdem wurde an einer angemessenen Beleuchtung der öffentlichen Bereiche gespart.

Ein Windhauch blies ein altes Bonbonpapier an ihren Füßen vorüber. Der Wind war warm, half aber nicht gegen ihre Gänsehaut.

Sie blickte zurück zur hell erleuchteten Eingangstür des Verwaltungsgebäudes und erwog, auf die anderen Studenten zu warten, damit sie nicht alleine durch die Dunkelheit gehen musste. Aber wahrscheinlich würden sie hinunter zum Parkplatz müssen. Ihr Weg führte sie in die entgegengesetzte Richtung, über die Straße zu ihrem kleinen Apartment.

Außerdem konnte man heutzutage niemandem trauen.

Nicht einmal Studenten.

Sie würde sich einfach beeilen.

Vicki faltete die Anmeldeunterlagen, schob sie unter die Seiten ihrer Kurspläne, rollte alles zusammen und joggte los, den asphaltierten Pfad

hinunter, der zum Informationsgebäude vorne am Campus und zu den Straßenlampen dahinter führte.

Es passierte schnell. So schnell, dass ihr keine Zeit blieb zu reagieren. So schnell, dass sie nicht einmal einen Schrei ausstoßen konnte. Aus dem trüben Dunkel hinter der Information sprang der Schatten eines Mannes hervor und riss sie hinunter auf den Gehweg.

Bevor sie ihre Arme heben konnte, um den Sturz abzufangen, knallte sie auf den Boden. Ihre Unterlagen flogen umher.

Ihre Stirn traf auf den Asphalt, ihr Nasenbein brach, und ein Blut-schwall ergoss sich über ihr Gesicht. Ihre Hände und Knie schabten über den harten Untergrund. Ihre Haut riss auf.

Eine Hand legte sich fest über ihren Mund und zog ihren Kopf nach hinten. Blut lief in Vickis Rachen, und sie konnte nicht atmen. Sie versuchte sich zu wehren, hatte aber zu viel Angst und zu große Schmerzen, um sich zu widersetzen, und ihr Körper weigerte sich zu tun, was ihr Kopf von ihm verlangte. Eine zweite Hand schob ihren Rock nach oben. Grobe, brutale Finger packten ihren Slip, rissen ihn zusammen mit einem Büschel Schamhaare nach unten, und sie begriff, dass sie gerade vergewaltigt wurde.

Noch immer rang sie vergeblich nach Luft. Sie konnte das Blut nicht ausspucken, ja noch nicht einmal einen Laut von sich geben, und ihr Sichtfeld wurde immer trüber. Dann verschwand die Hand von ihrem Mund, ihr Kopf fiel nach vorne, und sie erbrach Blut und schnappte nach Luft.

Ihre Beine wurden auseinandergeschoben.

Bitte, lieber Gott, dachte sie, als ihre Wange in das Erbrochene sank, lass es schnell vorbei sein.

Es war nicht schnell vorbei.

ZWEI

1

Dr. Ian Emerson stand an der Stirnseite des Raumes und blickte auf die Gesichter vor sich. Er gab sich große Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen. Die Klasse war noch kleiner als vor drei Semestern, als er den Kurs zum letzten Mal angeboten hatte, und schon damals war die Beteiligung rekordverdächtig niedrig gewesen. Er öffnete seine Aktentasche, holte die Notizen hervor, die er sich für diese erste Vorlesung gemacht hatte, und legte sie auf das Podium neben seinem Arbeitstisch. Es hatte Zeiten gegeben, in denen der Hörsaal bis auf den letzten Sitzplatz belegt gewesen war und sich draußen vor der Tür Studenten versammelt hatten und auf Einlass hofften. Aber diese Zeiten waren längst vorüber, und die Studenten drängten lieber in die Wirtschaftskurse. Sogar *spaßige* Kurse wie dieser hier hatten stark an Beliebtheit verloren.

Wenn Kiefer von den Teilnehmerzahlen erfahren würde, wäre der Kurs ein für alle Mal erledigt.

Ian blickte wieder auf.

Die Studenten waren über den ganzen Raum verteilt. Vorne in der Mitte saßen die Groupies: vier oder fünf Studenten, die er schon aus seinem Kurs für moderne amerikanische Kunst aus dem letzten Semester kannte. Diese jungen Männer und Frauen mochten ihn und seine Art, zu unterrichten, und hatten sich freiwillig für eine weitere Runde mit ihm gemeldet. Neben ihnen saßen die Streber, gut gekleidet, putzmunter und mit aufmerksamen Mienen. Die professionellen Studenten – ältere Typen mit Bärten und unzeitgemäß langen Haaren sowie Powerfrauen in Geschäftskleidung – belegten die Plätze an den Rändern, und ganz hinten hockten die Sonderlinge, die aussahen, als

würden sie Horrormane nicht nur lesen, sondern darin leben. Dieses Mal waren es zwei Mädchen mit bleichen Gesichtern, schwarzen Klammotten und Igelfrisuren, ein dürrer, fahriger Typ mit Brille und einem Outfit, das schon seit fünf Jahren nicht mehr in Mode war, und ein übergewichtiger Junge, der ein T-Shirt mit der Aufschrift »Miskatonic University« trug.

In der Nähe der Tür entdeckte er einen Studenten, der sich dieser schnellen und einfachen Kategorisierung entzog, und Ian blieb mit seinem Blick ein wenig länger an ihm hängen. Der Mann trug eine Tweedjacke über einem Freizeithemd, war Anfang fünfzig und zu alt, um als herkömmlicher Student durchzugehen, aber zu jung für einen Rentner, der es noch einmal wissen wollte. Er hatte einen buschigen grauschwarzen Bart und stechend blaue Augen, die Ian ohne zu blinzeln fixierten und ihn mehr als nur ein bisschen nervös machten. Auf dem kleinen Tisch vor dem Mann lagen ein paar Taschenbücher und ein Stapel Schnellhefter. Er sah aus wie ein Akademiker und war vielleicht ein Professor, ein Kollege, aber ganz sicher ein unwahrscheinlicher Kandidat für diesen Kurs.

Die Uhr an der Wand hinten im Raum sprang auf drei nach neun, und Ian entschied, dass es Zeit war, endlich anzufangen. Er räusperte sich. »Willkommen im Kurs Englisch 360«, sagte er. »Schauerliteratur. Ich bin Dr. Emerson. Wenn Sie diesen Namen nicht auf Ihrem Kursplan finden, sind Sie im falschen Raum.«

Ein paar der Studenten in der ersten Reihe lachten zögernd, der Rest blickte ihn nur ausdruckslos an.

»Nun gut. Ich bin kein großer Freund davon, Namen aufzurufen, also werde ich es wahrscheinlich nur einmal machen. Ich möchte, dass Sie aufstehen, wenn ich Ihren Namen nenne, und ein wenig über sich erzählen.«

Die Studenten blickten sich verdutzt um. Er hörte gemurmelte Entüstung. Der Junge mit der Brille schien in Panik zu geraten.

Er lächelte. »Nur ein Witz. Hassen Sie es nicht auch, wenn Lehrer so etwas machen?«

Damit war das Eis gebrochen. Er spürte förmlich, wie die Studenten lockerer wurden und nicht mehr nur eine Gruppe von ausdruckslosen Gesichtern waren. Er hatte sich mit ihnen verbündet und sie auf seine Seite geholt. Viele von ihnen nickten und lächelten, und alle schienen gespannt darauf zu warten, was er zu sagen hatte. Aus purer Neugier warf er einen kurzen Blick auf den Professor. Der Mann mit dem Bart lächelte nicht und zeigte auch sonst keine Reaktion. Seine Miene blieb undurchdringlich.

Ian sah hinunter auf seine Notizen. Sie erschienen ihm plötzlich fade und irgendwie unpassend zu sein. Er hatte bisher noch mit keinem der Studenten gesprochen, aber nach fünfzehn Jahren im Hörsaal wusste er gewöhnlich schnell, wie eine Seminargruppe tickte und welchen Weg seine Vorlesung einschlagen würde. Jede Klasse hatte ihr ganz eigenes Wesen, und die Chemie zwischen den Studenten war jedes Mal eine andere. Worte waren unnötig, um das zu erkennen. Er würde sich wie immer auf seinen Instinkt verlassen, und der sagte ihm, dass er seine Notizen besser in den Papierkorb werfen sollte.

Ian lief um das Podium, setzte sich auf seinen Tisch und ließ die Füße baumeln. »Also gut«, sagte er und blickte seine Studenten an. »Lassen Sie uns mit einer einfachen Frage beginnen: Was ist Horror?«

Einer der Streber hob seine Hand.

Ian lächelte. »Sie sind nicht mehr in der Highschool. Bei mir müssen Sie sich nicht melden. Wenn Sie etwas zu sagen haben, dann sagen Sie es einfach.«

»Horror ist die Literatur der Angst«, sagte der Student.

»Wie heißen Sie?«

»John.«

»Eine gute Antwort, John. Eine Antwort aus dem Lehrbuch, eine von der Anglistik anerkannte Antwort, aber trotzdem eine gute Antwort. Horrorliteratur beschäftigt sich in der Tat mit dem Thema Angst, und häufig löst sie in ihren Lesern Angstgefühle aus. Das macht zweifellos einen Teil ihres Reizes aus. Aber da ist noch mehr. Sonst noch jemand? Was ist Horror?«

»Geschichten des Schreckens«, sagte Miskatonic.

»Geschichten des Schreckens«. Eine andere Beschreibung von ›Literatur der Angst‹, aber immer noch eine gute Antwort. Wer möchte jetzt?«

Niemand traute sich.

»Keiner von Ihnen weiß, was Horror ist?« Ian ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Einige der Studenten senkten ihre Blicke, als hätten sie Angst, aufgerufen zu werden. Andere schüttelten den Kopf. »Sehr gut. Wenn Sie es schon wüssten, wären Sie in diesem Kurs falsch.« Er griff hinter sich und zog ein Buch aus seiner Aktentasche. »In diesem Semester werden wir uns mit der Geschichte des Horrors beschäftigen, von Poe zu King, die verschiedensten Arten von Horrorgeschichten beleuchten und versuchen zu definieren, was genau sie zu Horrorgeschichten macht, oder zu ›Dark Fantasy‹, wie man heutzutage beschönigend sagt.«

»Werden wir uns auch mit den Werken des magischen Realismus befassen?«, fragte ein Mädchen aus der ersten Reihe.

Ian sah sie an. Sie war gut gekleidet: Rock und Bluse, beides modisch, aber geschmackvoll, und eine große Brille mit schmalem Rahmen. Er kicherte. »Englische Literatur ist Ihr Hauptfach, stimmt's?«

»Stimmt«, gab sie zu.

»Nun, wir werden sehen, ob wir die Zeit dafür finden. Ich glaube nicht, dass wir die Geschichten dieser sogenannten magischen Realisten lesen werden, aber vielleicht betrachten wir ihre Werke in Bezug auf ihren Einfluss auf das Genre. Aber zuerst werde ich Ihnen eine Kurzgeschichte von H. H. Munro, besser bekannt als Saki, vorlesen. Sie ist nur wenige Seiten lang. Hinterher möchte ich von Ihnen wissen, ob diese Geschichte eine Horrorgeschichte ist, und wenn ja, warum.«

Er begann zu lesen und verlor sich, wie immer, schnell in den Worten. Er hatte die Geschichte schon hundertmal gelesen, aber sie berührte ihn immer noch, und sogar hier, in einem hell erleuchteten Hörsaal mitten am Tag und umgeben von Menschen, spürte er den

wohligen Schauer, der über seine Arme zog. Als er fertig war, führten sie eine lebhafte und intelligente Diskussion. Janii Holman, das Mädchen, das ihn nach dem magischen Realismus gefragt hatte, versuchte, eine nicht vorhandene christliche Symbolik in das Werk hineinzudeuten, und Kurt Lodrugh, der Junge mit dem Miskatonic-T-Shirt, glaubte in der Geschichte versteckte Verweise auf Lovecraft zu erkennen, die es nicht gab, aber im Großen und Ganzen verlief die Diskussion vielversprechend. Er kannte zwar noch nicht alle Studenten beim Namen, merkte sich aber genau, wer was gesagt hatte, und am Ende der Vorlesung hatte er eine ziemlich klare Vorstellung von den unterschiedlichen Bildungsgraden und Interessen seiner Kursteilnehmer.

Ian blickte hinauf zur Uhr. Sie hatten noch fünf Minuten, doch er entschloss sich, den Studenten einen kleinen Startvorteil für ihren nächsten Kurs zu gönnen. »Also gut«, sagte er. »Ich möchte, dass jeder von Ihnen sich dieses Buch besorgt.« Er hielt sein Exemplar von *Klassische Geschichten des Übernatürlichen* in die Höhe. Er hatte diesen Sammelband als Grundlage für den Kurs ausgesucht. »Bitte lesen Sie bis zum Mittwoch *Die schwarze Katze* und *Das Fass Amontillado* von Poe und bereiten Sie sich darauf vor, Themen wie Paranoia und die Bestattung von Scheintoten zu erörtern. Wenn Sie brave Jungs und Mädchen sind, werde ich Ihnen ein paar schlüpfrige Einzelheiten über Poes Sexleben verraten.«

Er hörte Lachen und Plaudern, als er seine Notizen und sein Buch zurück in seine Aktentasche schob, was die Studenten als Signal fürs Ende des Unterrichts deuteten und den Hörsaal nach und nach verließen. Nur eine der Langzeitstudentinnen, eine Frau Ende zwanzig oder Anfang dreißig, trat an seinen Tisch. Sie wartete geduldig, bis er seine Aktentasche gepackt und geschlossen hatte.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte sie. »Mein Name ist Marylou Johnson, und ich werde am Mittwoch nicht hier sein können. Ich muss meinen Mann zum Flughafen bringen. Würden Sie mir bitte sagen, was ich bis zum Freitag lesen soll?«

Ian kicherte. »Ah, die alte Nummer mit dem Ehemann, der zum Flughafen muss. Schon so früh im Semester? Bis Oktober werden Ihnen die Ausreden ausgegangen sein.«

Die Frau lächelte nicht und ihr Gesichtsausdruck blieb ernst. »Ich muss ihn wirklich hinbringen.«

»Ich glaube Ihnen. Aber ich habe den Lehrplan noch nicht endgültig festgelegt. Ehrlich gesagt weiß ich noch gar nicht, was wir als Nächstes behandeln werden. Ich hatte vor, mir heute Abend darüber Gedanken zu machen. Aber ich bin flexibel. Lesen Sie einfach die beiden Texte von Poe, und die anderen holen Sie später nach.«

»Danke.«

Sie wandte sich ab und lief zur Tür, und Ian bemerkte, dass der Professor seinen Platz noch nicht verlassen hatte. Das machte ihn leicht nervös. Er lächelte den Mann verhalten an und wollte sich gerade erheben und gehen.

»Dr. Emerson?« Die Stimme des Mannes war tief und ruppig und hatte einen unverkennbaren Ostküstenakzent. Er stand auf und trat ein paar Schritte nach vorne.

Ian verspürte einen Anflug von Besorgnis, als er in das grimmige Gesicht des Mannes blickte. »Ja, bitte?«

»Ich muss mit Ihnen sprechen.«

»Worüber?«

»Über das Böse an dieser Universität.«

Ian lugte zur offenen Tür. Draußen im Flur sammelten sich die Studenten aus den anderen Kursen. Der Mann stand nun zwischen ihm und der Tür, doch er würde um Hilfe rufen können, sollte sich der Typ als verrückt herausstellen, was er für durchaus möglich hielt. »Wie ist Ihr Name?«, fragte er mit ruhiger Stimme.

»Gifford«, sagte der Mann. »Aber das tut nichts zur Sache. Uns läuft die Zeit davon. Wir müssen schnell handeln.«

»In Bezug auf was?«

»Wir müssen die Universität töten.« Giffords blaue Augen blickten entschlossen. »Bevor sie uns tötet.«

»Soll das ein Witz sein?«, fragte Ian, erkannte aber sofort, dass Gifford nicht zu den Männern gehörte, die Witze machten.

»Nein, es ist kein Witz. Das Böse wird mit jedem Tag stärker.«

Ian spürte, wie das Adrenalin durch seinen Körper schoss. Die Härchen an seinen Unterarmen stellten sich auf. Herr im Himmel. Heutzutage liefen überall Verrückte herum. Er erinnerte sich an eine Geschichte über einen psychotischen Studenten, der seinen Professor gefoltert und verstümmelt hatte, weil der Professor nichts von seinen Theorien wissen wollte. Ian atmete tief durch. Er musste diesem Spuk ein schnelles Ende setzen und mit dem Typen Klartext reden.

»Hören Sie«, sagte er, »nur weil ich Horrorliteratur unterrichte, heißt das noch lange nicht, dass ich diesen Blödsinn glaube. Horror ist eine Kunstform, eine Art der Unterhaltung, aber nichts, was mein restliches Leben beeinflusst. Ich gehe nicht in die Kirche, ich verbringe meine Freizeit nicht auf Friedhöfen oder in Séancen, und ich glaube weder an Channeling noch an die heilende Wirkung von Kristallen und ...«

»Ich kam zu Ihnen, weil ich glaubte, Sie würden mich verstehen. Das Böse ...«

»Aber ich verstehe Sie *nicht*«, fuhr Ian dazwischen. Er hatte in Giffords Stimme einen Hauch von Zweifel, ja vielleicht sogar von Angst gehört, und das machte ihn nur noch aggressiver. »Ich kann mich nicht daran erinnern, Ihren Namen auf der Liste der Kursteilnehmer gesehen zu haben, und als ich fragte, ob es jemanden gibt, den ich nicht aufgerufen habe, haben Sie sich nicht gemeldet. Wollen Sie sich für diesen Kurs einschreiben?«

»Nein, ich wollte nur mit Ihnen reden und berichten, was gerade geschieht.«

»Dann schlage ich vor, dass Sie jetzt verschwinden, bevor ich den Sicherheitsdienst rufe.« Er schob sich an Gifford vorbei und lief zur Tür.

»Warten Sie!« Der Ruf kam mit solch einer Eindringlichkeit, dass Ian stehen blieb und sich umdrehte. Giffords Gesicht, das bis zu diesem

Zeitpunkt so gut wie ausdruckslos gewesen war, hatte sich in eine angsterfüllte Maske verwandelt. Der Blick der blauen Augen erschien nun nicht mehr stechend, sondern gequält, und die Lippen unter dem buschigen Bart zitterten. »Ich hatte befürchtet, dass Sie mir nicht sofort glauben«, sagte er. »Aber ich musste es versuchen.« Er ging zurück an seinen Tisch und holte ein Buch mit Hardcover-Einband. »Lesen Sie es. Das ist alles, worum ich Sie bitte.«

»Was ist das?«

»Meine Dissertation. Sie handelt von dem Bösen, das diese Universität heimsucht, und von der Möglichkeit, wie man es bekämpfen kann.«

»Dissertation?« Ian blickte ihn überrascht an. »Sind Sie ...«

Gifford nahm die anderen Bücher, die auf seinem Tisch lagen. »Ich bin ein Brandstifter«, sagte er und lief zur Tür, drehte sich aber noch einmal um. Er hatte seine Fassung wiedergefunden, doch die Angst in seiner Miene war noch immer da. »Sie können mich unter der Nummer auf der ersten Seite erreichen. Jederzeit. Ich werde auf Ihren Anruf warten.« Er lief hinaus in den Flur und verschwand in der Flut der Studenten, die zum Treppenhaus und zu den Fahrstühlen strömten.

Ian betrachtete das Dokument in seiner Hand und schlug die erste Seite auf. »Eine Studie über wiederkehrende supranaturale Phänomene in amerikanischen Universitäten – Schlussfolgerungen und Empfehlungen«, las er laut. Der Name unter dem Titel lautete Gifford Stevens.

Der Herausgeber des Sammelbands, den er für diesen Kurs benutzte, hieß Dr. G. Stevens.

Nein, dachte er. Das kann nicht sein.

Schnell öffnete er seine Aktentasche und fischte das Buch heraus. Er schlug es auf und las den Klappentext. »Dr. Stevens promovierte an der Princeton University auf dem Gebiet der vergleichenden Literaturwissenschaften. Er ist Sachverständiger für Brandstiftungen und Abrisse. Zurzeit lebt er mit seiner Frau Pat in New Mexico.«

Ian dachte über das nach, was gerade geschehen war, als er seine Aktentasche wieder schloss und zu seinem nächsten Kurs ging, und

je länger er nachdachte, desto sicherer war er sich, dass der Mann, der ihm diese Dissertation in die Hand gedrückt hatte, keinen Ehering getragen hatte.

2

Es dauerte ganze zwei Stunden, bis Faith nach ihrem Dienstantritt endlich eine Einführungsrunde durch die Bücherei erhielt.

Sie hatte die Ausschreibung am schwarzen Brett in der Jobvermittlung entdeckt und war sofort hinübergeseilt, um sich auf die Stelle als Bibliotheksassistentin zu bewerben. Das war vor einer Woche gewesen, als sie auf dem Campus war, um sich einzuschreiben, und nur ein paar Tage später hatte sie die Zusage in ihrer Post gefunden.

Sie hatte nicht einmal zu einem Vorstellungsgespräch gehen müssen.

In der Zusage stand, dass sie sich bei einem gewissen Phil Lang an der Buchausgabe melden sollte, sobald ihr letzter Kurs am Montag vorüber wäre, und als der Dozent für kulturelle Anthropologie die Vorlesung um halb zwei beendet hatte, eine Viertelstunde vor dem regulären Unterrichtsschluss, hatte sie sich direkt auf den Weg in die Bibliothek gemacht.

Phil Lang war ein schlaksiger, rothaariger Typ mit Fliege und Metallbrille und hatte auch sonst verdammt viel Ähnlichkeit mit Ichabod Crane. Er stand hinter dem Tresen und sprach mit drei Studenten, die offensichtlich in der Bücherei arbeiteten. Faith wartete, bis er fertig war, bevor sie sich ihm vorstellte. Er musterte sie von oben bis unten, nickte und bat sie, hinter den Tresen zu kommen und ihm nach hinten in sein Büro zu folgen.

Sie hatte angenommen, dass sie einfach aufkreuzen und mit der Arbeit beginnen würde, doch Lang drückte ihr erst einmal einen Stapel Papiere zum Ausfüllen in die Hand, darunter Formulare fürs Finanzamt und ein Nachweis über ihre Nebentätigkeit. Sie füllte alles aus und ging mit dem Stapel zum Amt für Ausbildungsförderung,

wo sie eine gefühlte Ewigkeit anstehen musste, bis eine gelangweilte Frau mittleren Alters ihre Unterschrift auf den unteren Teil eines der Formulare kritzelte, den gelben Durchschlag abriss und sie zum Lohnbüro schickte, wo sie sich wieder in eine Schlange wartender Studenten einreihen musste, bis ihr eine Verzichtserklärung für die Krankenkasse und alle ordnungsgemäßen Genehmigungen ausgestellt wurden.

Erst danach ging sie zurück in die Bibliothek zu ihrer Einführungstour.

Lang stand wieder hinter dem Tresen und erwartete sie bereits. »Alles klar?«, fragte er, und sie nickte und reichte ihm Kopien der Formulare, die sie in der Bibliothek abgeben sollte. Er warf einen kurzen Blick auf die Papiere, brachte sie nach hinten in sein Büro und kehrte einen Augenblick später zurück.

»Also gut«, sagte er. »Ich werde Sie nun durch alle Etagen der Bibliothek führen. Sie müssen sich nicht alles merken, was ich Ihnen heute zeige und erkläre, aber Sie müssen sich so schnell wie möglich mit dem Gebäude vertraut machen und wissen, wo was zu finden ist, damit Sie die Fragen unserer Kunden beantworten können, ohne mich ständig um Hilfe bitten zu müssen.«

»Okay.« Seine herablassende Art ging ihr schon jetzt auf die Nerven, aber sie schaffte es trotzdem, sich ein Lächeln abzurufen.

»Na, dann mal los.«

Lang zeigte ihr die Verwaltung im Erdgeschoss, dann den rückwärtigen Bereich der Ausleihe, wo studentische Hilfskräfte Bücher aus den Rückgabekisten fischten und die Strichcodes mit einem computerisierten Check-in-Automaten einscannen. Andere Studenten sortierten die gescannten Bücher und brachten sie an ihre Plätze in den Regalen.

Zurück in der Lobby führte er Faith zu einem Computerterminal, das auf einem flachen Metalltisch stand. »Wir verwenden das OCLC-System, was bedeutet, dass unsere Kunden die Bücherbestände online durchsuchen können. Kennen Sie sich mit dem OCLC aus?«

Faith schüttelte den Kopf.

Er erklärte ihr das System in allen Einzelheiten, und obwohl sie sich wirklich Mühe gab, seinen Ausführungen zu folgen, schaltete sie nach einer Weile innerlich ab. Würde jeder Tag hier so verdammt langweilig sein? Der Platz an der Friteuse im McDonald's erschien ihr plötzlich gar nicht mehr so übel.

»Alles verstanden?«, fragte Lang.

Sie nickte.

»Dann gehen wir jetzt nach oben.«

»Okay.«

Sie nahmen den Fahrstuhl und trotteten durch das Archiv im zweiten Stock, dann durch die Zeitungen und Magazine im dritten und sahen sich schließlich den Handapparat im vierten an. Lang nahm sich besonders viel Zeit, um ihr die fünfte Etage zu zeigen. Dort lagerten seltene Sammlungen sowie die Bücher von A bis P.

»Die UC Brea verfügt über das größte Sortiment an Holocaust-Literatur im ganzen Land«, sagte Lang. »Wir haben Dokumente, Tagebücher und eine umfassende Foto-Sammlung von den Gräueltaten der Deutschen. Allerdings ist den Studenten der Zugang dazu und zu den anderen themenbezogenen Sammlungen nicht gestattet. Nur Professoren mit Lehrstuhl haben zu bestimmten Forschungszwecken Zugriff darauf.« Er lächelte. »Aber wenn Sie lange genug durchhalten, werden Sie vielleicht diesem Bereich zugewiesen werden und können sich die Sammlungen mit eigenen Augen angucken.«

Faith zwang sich, zurückzulächeln.

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl hinauf in den sechsten Stock.

Sie bemerkte den Unterschied zu den anderen Etagen sofort.

Hier war es ganz still.

Auf den anderen Etagen hatte sie Laute gehört. Nicht einmal in einer Bibliothek ging es vollkommen leise zu, und obwohl die Geräusche sich nie in ihr Bewusstsein gedrängt hatten, waren sie ihr bei ihrem Gang durch das Gebäude trotzdem nicht verborgen geblieben: das Knistern von Papier, ein Flüstern zwischen Freunden, Bücher, die zu Boden fielen, das Klimplern von Kleingeld, Schuhe, die über den Fliesenboden tappten.

Aber hier oben im sechsten Stock gab es solche Geräusche nicht.

Als sich die Fahrstuhltür hinter ihnen mit einem dumpfen Klick schloss und die surrende Mechanik langsam verstummte, fiel die Etage in eine vollkommene Stille, und einen Moment lang erschien ihr sogar ihr eigenes Atmen unnatürlich laut.

Dann legte Lang mit seiner Ansprache los.

Er schien die Atmosphäre in diesem Bereich gar nicht wahrzunehmen und erklärte ihr, genau wie er es auf den anderen Etagen gemacht hatte, den Lageplan dieses Stockwerks, der in einem Glaskasten an der Wand gegenüber dem Fahrstuhl angebracht war. Der Plan zeigte ein Schaubild der Buchregale von oben und verdeutlichte, dass die Bücher von Q bis Z im Uhrzeigersinn sortiert waren. Dann führte er sie in die einzelnen Gänge. Die Regale waren riesig und reichten weit über ihren Kopf, und sie hatte das Gefühl, durch ein gigantisches Ratten-Labyrinth zu schlendern. Die Gänge schienen kein Ende zu nehmen.

Es überraschte Faith, Studenten zu sehen, die an den Einzelarbeitsplätzen entlang der nördlichen Wand über ihren Büchern hockten und Notizen anlegten, und sie fragte sich, wie sie es schafften, derart leise zu arbeiten und nicht einmal die geringsten Geräusche zu machen. Vielleicht, dachte sie, lag es an der bedrückenden Atmosphäre, die hier oben herrschte.

»Die Bücher auf dieser Etage«, sagte Lang kaum lauter als ein Flüstern, »werden oft durcheinandergebracht. Die Studenten nehmen sie aus den Regalen und lassen sie auf den Tischen liegen oder stellen sie an den falschen Platz zurück, und manchmal werfen sie sie einfach auf den Boden.« Er hielt kurz inne. »Es gehört zu Ihren Aufgaben, sich um diese Bücher zu kümmern.«

Er führte sie zur Westwand, wo sie eine Tür aus Maschendraht zwischen zwei nach außen weisenden Bücherregalen erwartete. Er holte einen Schlüssel hervor, schloss die Tür auf und bedeutete ihr einzutreten.

»Dies ist der Sortierkäfig«, sagte er. »Hierher werden Sie die Bücher bringen, die Sie eingesammelt haben. Sie müssen sie alphabetisch

sortieren und auf diese Karren legen.« Er nickte zu einigen Rollwagen aus Metall, die an der Wand des Käfigs standen. »Dann fahren Sie sie hinaus und stellen sie zurück in die entsprechenden Regale.«

Sie verließen den Käfig, und er schloss die Tür wieder ab.

»Keine Sorge. In den ersten Wochen werden Sie mit jemandem zusammenarbeiten, bis Sie den Dreh heraushaben.«

Sie liefen die endlos scheinenden Gänge zurück zum Fahrstuhl, und Lang drückte den Rufknopf. »Eine Sache noch«, sagte er. »Wir haben hier oben hin und wieder, nun, ein paar Probleme mit Leuten, die unsere studentischen Aushilfen belästigen. Die Bibliothek steht jedem offen, und jeder kann hereinkommen und bis zum Ende der Öffnungszeiten bleiben, und das scheint, wie soll ich sagen, die Sonderlinge anzuziehen. Ich dachte, es ist besser, Sie vorzuwarnen. Wir haben es mit allen möglichen Typen zu tun. Ab und zu ist einer dabei, der sich entblößt.« Lang betätigte den Rufknopf gedankenverloren ein zweites Mal, obwohl der kleine Pfeil, der nach unten deutete, schon leuchtete. »Letztes Semester haben wir einen jungen Mann erwischt, der Spiegel auf seine Schuhe geklebt hatte, damit er den Frauen unter den Rock blicken konnte. Vor ein paar Jahren war's ein Mann, der unter den Arbeitstischen durchkroch, um dasselbe zu tun. Keine Sorge: Die meiste Zeit werden Sie in einem Team arbeiten. Aber seien Sie auf der Hut, falls Sie jemals alleine hier oben unterwegs sind. Und sagen Sie sofort Bescheid, wenn irgendetwas passiert.«

Faith nickte und lächelte. »Ich hatte ja keine Ahnung, dass die Bibliothek solch ein aufregender Ort ist.«

»Sie würden sich wundern.«

Der Fahrstuhl kam, und sie fuhren nach unten. Faith starrte auf die beleuchteten Ziffern über der Tür. Sie machte sich wegen der Sonderlinge keine Sorgen. Sie wusste mit ihnen umzugehen. Ihr Vater hatte ihr schon in frühester Kindheit beigebracht, sich selbst zu verteidigen, und sie war sich sicher, mit jedem Typen fertigzuwerden, auch wenn er größer war als sie. Die Technik, die sie von ihrem Vater gelernt hatte, war als Erste anzugreifen und erst hinterher Fragen zu stellen, und sie

wusste, dass ein schneller Tritt in die Weichteile selbst den härtesten Kerl in die Knie zwang.

Nein, worüber sie sich Gedanken machte, waren Erdbeben, Feuer, das Gebäude selbst.

Die sechste Etage.

Nein, das war albern.

Aber es stimmte.

Die sechste Etage.

Sie wollte es sich nicht eingestehen, aber da war etwas an dem obersten Stockwerk der Bibliothek, das ihr nicht geheuer war.

»Heute werden Sie in der Rückgabe arbeiten«, sagte Lang. »Dort kann ich ein Auge auf Sie haben. Mal sehen, Rennie und Sue scannen die Bücher ein, und Glenna sortiert sie in die Lagerregale ... Ich denke, es ist das Beste, wenn Sie Glenna helfen und ...«

Faith nickte, aber sie hörte schon gar nicht mehr zu. Ihr war es egal, was sie tun oder mit wem sie zusammenarbeiten würde. Aber sie verspürte eine ungemeine Erleichterung, dass sie nicht hinauf in die sechste Etage gehen musste.
